Indiana Tribüne.

Tägliche- und Sonntagsausgabe.

Office: 62 S. Delaware Str.

Indianapolis, Ind., 20 April 1883.

Gould's Buße.

(Aus der „N. Y. Times.")

Herr Jay Gould versichert, daß er sich reformirt hat. Er wird die Welt verlassen (d. h. Wallstreet), wird keine Eisenbahnen mehr zertrümmern, keine Märkte mehr sperren und keine Zeitungen mehr aufkaufen. Den Sekt wird er abschwören und reinlich leben, wie Falstaff sagt, und ein so guter Mann sein, wie es ein reformirter Spieler überhaupt sein kann. Es ist ein rührendes Schauspiel. Jahre lang war war Jay Gould der Schrecken des Actienmarktes. Unzweifelhaft freute er sich über die etwas übertriebene Reputation, die von seinen Agenten und Abgesandten weithin verbreitet wurde. Aber was auch von seinem Einflusse auf den Actienmarkt wahr sein mag und wie verschroben auch die populären Ansichten über ihn sein mögen, jedenfalls war er ein böser Factor für das ehrliche Actiengeschäft. Jetzt aber, nachdem er das mäßige Sümmchen von $100,000,000 erspart hat, wird sich Jay Gould vom activen Börsengeschäfte zurückziehen und ein ordentliches Privatleben führen. Möge ihn ein ruhiges Gewissen begleiten. Er hat manchen ehrlichen Mann ruinirt, und die Zahl der von ihm geschorenen unschuldigen Lämmer entzieht sich jeder Berechnung.

Es wird aus guter Quelle beglaubigt, daß Jay Gould 47 Jahre alt ist, also noch verhältnißmäßig jung. Freilich ist er alt im Verbrechen, wie wir die Jahre und Verbrechen in Wallstreet berechnen, aber er ist hundert Millionen „werth", und ein so reicher Mann darf sich früh zur Ruhe setzen. Vor noch nicht zwei Jahren erzählte er einem westlichen Auditorium, daß ihm der Gelderwerb um seiner selbst willen keine Zerstreuung mehr bereite. Er arbeite des Spasses halber in Wallstreet, sagte er. Das Geld brauche er nicht, aber Aufregung. Jetzt ist anscheinend auch das in seiner dyspeptischen Phantasie erblaßt. Er wird nicht mehr speculiren und nicht mehr spielen, sondern Bulls und Bears, Shorts und Longs, Puts und Calls hinter sich lassend, wird er über den blauen Ocean segeln, um fremde Länder und Städte zu besichtigen.

Die Fabel erzählt von einer alten frommen Ratte, die ihre Freunde und Kameraden zusammenrief und ihnen mittheilte, daß sie in Anbetracht ihrer Gewissensbisse über ihr räuberisches und nicht sehr ehrliches Leben sich in einem Kloster zu verbergen beschlossen habe. Sie wolle die Welt abschwören und einsam in erzwungener und schmerzlicher Zurückgezogenheit leben. Die Thränen abwischend, reiste sie ab, zum Schmerze und zur Erbauung ihrer früheren Genossen. Vergeblich suchte man Wochen lang nach der Zelle dieses selbstverleugnenden Eremiten, bis man ihn endlich mitten in einem großen Schweizerkäse fand. Und während der reformirte Stock-Jobber seine heiligen Lippen abwischt und allen bösen Künsten der Straße ein sentimentales Lebewohl sagt, hinterläßt er uns als Testament folgende werthvolle Nachricht: Es wird bald einen großen Bullmarkt geben, und während Jay Gould noch bis zum Oktober bei uns verweilen dürfte, wird sein Sohn das Geschäft am alten Platze zu mäßigen Preisen fortführen und zu Bedingungen, die den Verwöhntesten befriedigen müssen. Möge daher Niemand die Reue Gould's allzu eilig für echt ansehen. Das tückische Männchen hat viele Schliche, und das Reue-Spielen kann sehr leicht einer davon sein.

Wahnsinniger Massenmörder.

Aus Rio Janeiro wird folgende Blutthat berichtet: Lieutenant Marrodino de Queiroz Pinto, bei Orobo ansässig, ist einer der reichsten Plantagenbesitzer in der ganzen Provinz Bahia. Sein ältester Sohn, Paulo, der mit der Tochter einer der vornehmsten Familien verheirathet ist, lebte bisher in glücklichster Ehe, bis er Anfang vorigen Monats plötzlich, ohne vorher Spuren geistiger Störung verrathen zu haben und ohne die mindeste Provokation Angriffe auf das Leben seiner Gattin und beiden Kinder machte, denen diese nur wie durch ein Wunder entgingen. Pinto brachte den Sohn nach seiner Plantage und ließ ihn durch zuverlässige Wächter überwachen. Mitte vor. Mts. war der Vater durch das Begräbniß einer Tochter veranlaßt, sich von der Plantage zu entfernen, und es gelang dem Pinto jr., die Aufmerksamkeit seiner Wächter zu täuschen und sich die Freiheit zu verschaffen. Er bewaffnete sich mit einer Axt, drang in das Schlafzimmer seiner Geschwister und erschlug und zerhackte seinen 6jährigen Bruder John. Der 12jährige Benedicto war Zeuge der grausigen That, doch gelang es ihm, sich in den Wald zu flüchten. Paulo drang hierauf in das Schlafzimmer der Sklavin Lucia und schlachtete dieselbe in ähnlicher Weise ab, wie seinen Bruder. In einem benachbarten Zimmer schlief die Sklavin Balbina mit ihren fünf Kindern, auch diese 6 Personen fielen Paulo zum Opfer. Sein nächster Angriff galt seinem 13jährigen Bruder Joaquin, dem es jedoch gelang, leicht verwundet zu entkommen. Paulo begab sich hierauf nach einer benachbarten Plantage, entlehnte sich dort ein Pferd, ritt nach Orobo und machte Jedem, dem er begegnete, von seinen Mordthaten mit der Bemerkung Mittheilung, er habe den Willen Gottes vollführt und es bleibe ihm noch übrig, seinen Vater zu tödten; er wurde schließlich überwältigt und gefesselt.

Ein Berg-Gespenst.

Den seltsamen Eindruck, den das „Brocken-Gespenst" macht, wird Niemand vergessen, der dieses eigenthümliche Naturschauspiel in seiner vollen Entwickelung jemals gesehen hat. Dasselbe ist nur dem Gipfel des Harzgebirges eigenthümlich und besteht in einer Art Schattenbild, welches in einer östlich vom Brocken sich bildenden Nebelschicht zur Zeit des Sonnenunterganges hervortritt und in genauer Abbildung, aber riesiger Vergrößerung die Gestalt des Beobachters und dessen nächste Umgebung zeigt. Die Erscheinung zeigt sich nur an wenigen Sommerabenden in voller Deutlichkeit. An dieselbe erinnert ganz unwillkürlich ein Phänomen, welches der Bundes-Geometer R. A. Marr kürzlich von einem Gipfel der Felsengebirge in Nevada beobachtet hat. „Während ich das herrliche, vor mir ausgebreitete Panorama überschaute, erschien über einem mir gegenüber gelegenen Berggipfel eine riesengroße Figur, die meine Gestalt bis in das kleinste Detail genau wiederspiegelte. Wie geblendet, legte ich die Hand über die Augen, um das Bild genauer betrachten zu können, und mein Gegenüber führte dieselbe Bewegung aus. Nun erhob ich die Arme gen Himmel und mein riesiges Conterfei that dasselbe. Rings um die ganze Figur liefen zwei concentrische Kreise, deren äußerer die Farben des Regenbogens schwach und verschwommen, deren innerer aber dieselben hell strahlend und scharf von einander unterschieden zeigte. Um den Kopf war eine lichte Dunsthülle nach Art und in der Form eines „Heiligenscheines" gebreitet. Die ganze Erscheinung machte einen mächtigeren Eindruck auf mich, als ich schildern kann. Kurz darauf habe ich mein Spiegelbild auch von dem Jeff Davis Peak aus, aber nur schattenhaft und verschwommen gesehen."

Fehlbetrag in der Postverwaltung.

In seiner letzten Sitzung verfügte bekanntlich der Congreß die Herabsetzung des Briefportos von 3 Cts. auf 2 Cts. für je ½ Unze. Während nun von mancher Seite behauptet wurde, daß hierdurch gar kein Ausfall in den Einnahmen der Postverwaltung entstehen werde, weil der Verkehr colossal zunehmen müsse, waren die Sachverständigen weniger hoffnungsfreudig. Der Ausschuß des Hauses für Postämter und Postrouten rechnete vielmehr einen Fehlbetrag von mindestens $3,000,000 heraus. Würden nicht mehr Marken verkauft als früher, so meinte er, dann würde der Ausfall gegen das Vorjahr $10,250,000 betragen. Diesen ganzen Betrag hätte indessen das Schatzamt nicht zu decken, da nach dem alten System im Postamte ein Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben vorhanden sein würde, der auf $4,000,000 beziffert werden könne. Bringt man diesen in Abzug, so wäre noch ein Fehlbetrag von rund 6 Millionen vorhanden, und der Umsatz müßte sich schon sehr bedeutend steigern, wenn derselbe auf 3 Millionen heruntergehen sollte. So viel Zuschuß aber hätte das Schatzamt allerminstens der Postverwaltung zu gewähren.

Doch diese ganze Berechnung wurde durch ein Gesetz über den Haufen geworfen, welches der Congreß später erließ, um die Bezahlung der Postmeister neu zu regeln. Viele Postmeister nämlich beziehen kein bestimmtes Gehalt, sondern nur einen Procentsatz der Einnahmen, die sie aus dem Markenverkauf erzielen. In den ganz kleinen Aemtern, deren Umsatz sich auf nicht mehr als $200 im Jahre beläuft, — und Onkel Sam errichtet überall solche Aemter, wo die Bevölkerung es wünscht und ein verantwortlicher Geschäftsmann die Postmeister-Stelle übernehmen will, — in den Dorfämtern also erhielt der Postmeister bisher 60 Procent seiner Einnahmen als Entgelt. Dann giebt es noch zahlreiche Aemter, die einen größeren Umsatz haben und dem Postmeister einen geringeren Procentsatz abwerfen, bis dann diejenigen Aemter an die Reihe kommen, die gerade Geschäfte genug machen, daß die Regierung den Postmeister fest besolden kann. Nun sah aber der Congreß ein, daß ein Postmeister, der bisher 60 Procent bezog, an dem Verkauf der neuen Zweicent-Marken so gut wie nichts verdienen würde. Diesen „Beamten" wurde somit der volle Erlös aus den Briefmarken als Gebühr zugestanden. In anderen Aemtern wiederum, die bisher dem Postmeister $440, der Regierung $360 einbrachten, wird nach dem neuen Gesetze der Verdienst des Postmeisters um $20 steigen, der des Postdepartements aber um $180 abnehmen. Wenige der Aemter, die jetzt zwei Fünftel ihrer Einnahmen an die Postverwaltung abliefern, werden nach dem 1. Oktober irgend welche Ueberschüsse ergeben. Ueber das Gehalt des Postmeisters hinaus werden wahrscheinlich nur 12½ Proc. aller Postämter im Süden Einnahmen erzielen, 25 Proc. der Aemter im Westen, 30 Procent derer in den Mittelstaaten und 40 Procent derer in New England. Es muß dabei immer festgehalten werden, daß 95 Procent aller Einnahmen unserer Postverwaltung aus dem Briefmarken-Verkauf fließen.

Unter solchen Umständen dürfte der Fehlbetrag auf Jahre hinaus sehr erheblich sein, sicherlich nicht unter fünf bis sechs Millionen. Doch je mehr das Land sich entwickelt, um so mehr gleicht das Mißverhältniß sich aus, und das amerikanische Volk sieht mehr auf Postbequemlichkeiten, als auf Postüberschüsse. Es wird namentlich auf die kleinen Postämter nicht deshalb verzichten, weil sie nichts einbringen oder gar Zuschüsse erfordern, denn Land-Briefträger würden noch mehr kosten und amerikanischen Anforderungen nicht genügen.

Grund der Gasthenerung.

Da das Publikum so selten Gelegenheit hat, in das Getriebe der Gasgesellschaften Einblick zu gewinnen, so ist es dem Congresse zu besonderem Danke dafür verpflichtet, daß er die Washingtoner Gasgesellschaft zur Vorlegung ihrer Bücher zwang. Die Bundeshauptstadt hat 180,000 Einwohner, aber nur eine Gasgesellschaft. Seit 1864 sind 40 Bills im Congresse eingereicht worden, welche die Anlage weiterer Gasgesellschaften bezweckten, aber die große nationale gesetzgebende Körperschaft, die bekanntlich den District Coulumbia direct regiert, fand es nicht unter ihrer Würde, die Wünsche der „Gaslobby" denjenigen der Bevölkerung vorzuziehen. Doch der 47. Congreß entschloß sich wenigstens in Folge eines Skandals, die Bücher der Gesellschaft prüfen zu lassen. Es ergiebt sich nun, daß dieselbe im Jahre 1848 mit einem Capital von $500,000 gegründet wurde. In den ersten 20 Jahren wurden $722,500 Dividenden gezahlt und $500,000 in die Werke gesteckt. Dann wurden $500,000 Dividenden auf das Actiencapital geschlagen und von diesem neuen Capital wurden binnen 4 Jahren $625,000 Gewinn vertheilt. Abermals wurde das Capital um $500,000 vermehrt, und jeder Besitzer von zwei alten Actien erhielt eine neue. Auf dieser neuen Grundlage wurden in vier Jahren $2,400,000 Dividenden erklärt. Im Jahre 1876 belief sich die Dividende auf 65 Procent vom neuen, oder nahezu 200 Procent vom ursprünglich eingezahlten Capital. Eine abermalige Actiendividende, — drei alte Actien für eine neue, — brachte das Capital auf $2,000,000, das Vierfache der ursprünglichen Höhe, und trotzdem wurden 15 Procent Dividende gezahlt. Seit 1868 waren die Gewinne enorm. In zwölf Jahren bezogen die Capitalisten, die $500,000 angelegt hatten, $4,225,000 in baaren Dividenden und $1,000,000 in Actien, oder 87 Procent jährlich auf die ursprüngliche Einlage. Selbstverständlich ist das von der Gesellschaft gelieferte Gas schlecht und theuer, und selbstverständlich kann sie auch etwas daran wenden, um keinen Mitbewerb aufkommen zu lassen. Nicht minder wird das Publikum in den meisten anderen Städten betrogen.

Künstliche Bewässerung.

Die Kunst, wasserarme aber sonst fruchtbare Landstriche durch ausgedehnte Irrigationsanstalten für reichen Anbau geeignet zu machen, wurde schon von den Völkern des Alterthums in ausgedehntester Weise geübt. Dies beweisen die Bewässerungssysteme im alten Karthago, in Egypten, bei den Römern, die ungemein ausgedehnten Bewässerungsanstalten in vielen asiatischen Ländern, von denen noch mehr oder minder ausgedehnte Reste vorhanden sind. Das Culturvolk, welches Mexico und die angrenzendenden Länder vor der Eroberung durch die Spanier inne hatte, unterstützte den Anbau des Bodens ebenfalls durch künstliche Bewässerung. Viele Länder Asiens, Afrikas und des südlichen Amerikas harren nur der Anwendung einer großartigen, durch die Mittel der modernen Mechanik unterstützten Irrigation, um sich in die ertragreichsten und üppigsten Gefilde umzuwandeln. In den Ver. Staaten ist bisher die künstliche Bewässerung in denjenigen Landestheilen in großartigem Maßstabe eingeführt worden, die ohne derartige Anlagen absolut unfruchtbar sein würden. Die Zuleitung von Wasser auf ertragsfähige Aecker behufs Förderung der Vegetation ist hier noch unbekannt, beginnt aber bereits, namentlich in den südlichen Staaten und herauf bis in das südliche Illinois, als ein Bedürfniß erkannt zu werden. Verschiedene Frucht- und Futter-Gattungen können bei dem Vorhandensein von Irrigationsanlagen zur Reife gebracht wurden, bevor die ihnen ungünstige Hitze des Hochsommers eintritt, die Ernten im Allgemeinen können ergiebiger gemacht, dem verheerenden Einflusse dauernder Trockenheit kann vorgebeugt und der Gartenbau auf eine jetzt kaum geahnte Stufe der Vollkommenheit und Ergiebigkeit gebracht werden.

Derartige Anlagen zu schaffen, ist durchaus nicht so kostspielig, als vielfach angenommen wird. Wo nur ein Teich, ein Bach, ein Fluß vorhanden ist, kann man das Wasser durch Anlegung von Dämmen aufstauen und durch verschließbare Oeffnungen in offenen Gräben und Furchen über das Land vertheilen. Außerdem kann man das im Laufe des Jahres durch Schluchten abfließende Wasser in der Weise ansammeln, daß man Dämme vor den Ausgängen derselben anlegt und mit dem Wasser in der vorher bezeichneten Weise verfährt. Das in diesen Schluchten angesammelte Wasser könnte gleichzeitig mit Fischen, namentlich Karpfen, die jetzt überall zu haben sind, besetzt und im Winter zur Gewinnung von Eis verwendet werden. Für Bewässerung im kleineren Maßstabe, namentlich im Interesse des Gartenbaues, kann das Wasser jeder Quelle und jedes Brunnens mittels der bekannten Windmühlen benutzt werden. Das Wasser der Flüsse würde nicht nur die erforderliche Feuchtigkeit liefern, sondern die Fruchtbarkeit des Bodens auch dadurch erhöhen, daß es die besten Düngstoffe in gelöstem und daher schnell wirkungsfähigem Zustande enthält. Der Boden an beiden Ufern des Nil besteht bekanntlich ebenso aus Sand, wie derjenige der Wüste, die ihn einschließt, und derselbe verdankt seine Fruchtbarkeit lediglich den Ablagerungen des Stromes. Wo daher Flußwasser zur Bewässerung benutzt werden kann, würde dieses die Ausgaben für künstliche Düngmittel wesentlich vermindern. Natürlich setzen derartige Bewässerungs-Anstalten die Cooperation der benachbarten Grundbesitzer voraus.

Die neueste Revolution.

Für Hayti, den „Garten Westindiens" ist eine Revolution oder ein Revolutiönchen alljährlich etwas ebenso Selbstverständliches wie für unsere großen und kleinen Städte das Erscheinen eines Circus mit der „absolut größten Schaustellung der Welt" im Frühjahre. So unbedeutend auch diese Revolutionen in der Regel sind, so kann man sie doch als harmlos durchaus nicht bezeichnen, denn ohne etwas Blutvergießen geht es in den meisten Fällen nicht ab und das Recht der Wiedervergeltung wird von der nach einem Miniaturkampfe siegreichen Partei so consequent und gründlich geübt, daß hierdurch sofort wieder der Zündstoff für eine neue Revolution geschaffen wird. Sobald ein Präsident, sei es in Folge einer corrumpirten Wahl, sei es aus eigener Anmaßung und Usurpation die Zügel der Regierung ergriffen hat, verbannt derselbe diejenigen seiner politischen Gegner, die er nicht einkerkert, und diesen schließen sich die Anhänger derselben durch die Auswanderung nach einer der kleineren und schwer zugänglichen Inseln an. Ihre Reihen werden durch zahlreiche „Mißvergnügte" verstärkt, und und von ihnen wird die alljährliche Revolution durch eine bewaffnete Landung auf Hayti eröffnet. Die gegenwärtig in Scene gesetzte Revolution wird von Boyer-Bazelais, der schon wiederholt vergeblich als Präsident candidirt hat und von Boileau Laforest, einem begüterten Mulatten, geleitet. Dieselben haben auf Jamaica Mannschaften gesammelt, ausgerüstet und eingeübt, solche im Geheimen auf einer der kleineren Bahamas ausgeschifft und von hier aus in einem kleinen amerikanischen Dampfer am 27. vor. Mts. in der Hafenstadt Miragoane gelandet. Die schwache Garnison ließ sich ohne Schwertstreich überwältigen, die Bewohner schlossen sich, geschichtlichem Brauch getreu, der bis dahin erfolgreichen Partei an und vereinigten sich mit den Aufrührern, um die Stadt gegen die Angriffe der täglich erwarteten Truppen des Präsidenten Salomon zu befestigen und zu vertheidigen.

Bazelais und Laforest sind mit guten amerikanischen Waffen, mehreren Feldgeschützen und ausreichender Munition versehen, und es ist daher leicht möglich, daß sich der Sieg ihnen zuneigt. Der schon bejahrte Präsident Salomon ist seit drei Jahren im Amte und die gegenwärtige Revolution ist die dritte, welche er zu bekämpfen hat. Salomon gilt für einen der besten Präsidenten, die Hayti noch gehabt hat; der hauptsächlichste Vorwurf, der ihm von den Empörern gemacht wird, ist der, daß er die Neger zum Nachtheile der Mulatten begünstige, den letzteren keinen Einfluß auf die Regierung einräume und sie principiell nicht blos von allen Aemtern, sondern auch von den Officierstellen in der Armee fernhalte. Die Anhänger des Präsidenten spotten über diese Anklagen; sie versichern, daß nur solche Mulatten von der Theilnahme an der Verwaltung ferngehalten werden und zum Theil verbannt worden seien, die bei den früheren Revolutionen hervorragende Rollen gespielt haben, sowie, daß es den Empörern nur um die „Beute" zu thun sei. Die Einnahme der Hafenstadt Miragoane ist für den Handel der Ver. Staaten insofern nachtheilig, als die Verbindung mit dem Innern der Insel zur Zeit abgeschnitten ist; die Fortdauer dieses Zustandes könnte die amerikanischen Interessen wesentlich beeinträchtigen, doch wird voraussichtlich auch die gegenwärtige Revolution so rasch beendet sein, wie jede frühere.

Bis dahin sind 5 Millionen neuer 5-Cents-Stücke in Umlauf gesetzt worden. Das früher ausgelassene Wort „Cents" fehlt nicht mehr.

Vom Inlande.

Der Hühneraugendoktor John Brand in New York theilte mit der Farbigen Martha Riley eine Wohnung, die man durch eine morsche, mit einem wackeligen Geländer umgebene Treppe, die auf einer Plattform endete, um die sich ein ebenfalls sehr altes und schwaches Geländer zog, erreichte. Samstag Abends fand sich bei Brand gewöhnlich eine aus weißen Männern und Frauen bestehende Gesellschaft ein, die sich die Zeit durch Biertrinken, Musiciren und Singen zu vertreiben pflegte. Vergangenen Samstag fand die übliche Abendunterhaltung statt. Um Mitternacht hörten Nachbarn, daß Brand, auf Anrathen des im selben Hause wohnenden Henry Deman, den Versuch machte, die sehr lärmend gewordene Gesellschaft zum Fortgehen zu bewegen. Er stieß jedoch auf Widerstand und eine Keilerei folgte, die sich bis vor die Thüre fortsetzte. Das schwache Geländer der Plattform vermochte dem Anprall der Streitenden nicht zu widerstehen. Man hörte einen Krach und einen schweren Fall. Als die Nachbarn herbeieilten, fanden sie Brand und das Frauenzimmer Riley am Fuße der Treppe liegen. Brand war so schwer verletzt, daß er bald nachher starb. Auch die Frau hatte schlimme Verletzungen erlitten.

In Newburgh, N. Y., wurde der 40 Jahre alte Patrick Purcell vor zwei Monaten von einem Hunde in den Finger gebissen. Die Wunde heilte, am Donnerstag aber, als Patrick ein Glas Wasser trinken wollte, wurde er plötzlich von der Hundswuth ergriffen und liegt nunmehr im Sterben.

Vor Kurzem ist von dem Schulrath eines im Innern des Staates Californien belegenen Countys an den Staats-Schulsuperintendenten die Frage gerichtet worden, ob es die Pflicht der Schulbehörde ist, chinesischen Kindern den unentgeltlichen Besuch der Volksschulen zu verwehren, und ob es diesen Kindern gestattet werden kann, gegen Bezahlung einer Summe Geldes an dem Unterricht theilzunehmen. Der Staats-Schulsuperintendent hat diese Fragen jetzt in einem längeren Schreiben beantwortet. Er sagt, daß allerdings kein Legislatur-Gesetz besteht, welches chinesischen Kindern den Besuch der Volksschulen verbietet, behauptet aber, daß die Staatsverfassung es thut. Er beruft sich auf Artikel IX Section 1 der Verfassung, in dem die Bildung und Erziehung „des Volkes" als eine unerläßliche Maßregel zur Aufrechterhaltung der Freiheit bezeichnet wird und behauptet, daß unter dem Worte „Volk", in diesem Falle, die Leute und deren Familien zu verstehen sind, welche des Bürgerrechtes theilhaftig werden können. Daß Chinesen nicht zu dieser Klasse von Bürgern gehören, beweist der Staats-Schulsuperintendent durch Berufung auf Artikel XIX. der Staatsverfassung, wo ausdrücklich erklärt wird, daß Chinesen nie Bürgerrechte erlangen können. Wenn der Staat Geld für die Erziehung von Kindern verausgabt, argumentirt Herr Welcker, so erwartet er dafür eine gewisse Gegenleistung, die ihm nur von seinen Bürgern gewährt werden kann, oder von solchen, die das Bürgerrecht erwerben können. Ferner verweist das Schreiben auf die Stelle in der Verfassung, wo die Anwesenheit der Chinesen in unserer Mitte für einen gefährlichen Uebelstand erklärt wird, und schließt daraus, daß die Anwesenheit von chinesischen Kindern in den Volksschulen ebenso nachtheilig und verderblich sein müsse. Die Verfassung mache es den Beamten zur Pflicht, die Einwanderung von Chinesen durch alle gesetzlichen Mittel zu verhindern, und in dem Schreiben heißt es, daß schon aus diesem Grunde der Besuch von Volksschulen durch chinesische Kinder unzulässig ist. Die Frage, ob chinesischen Kindern gegen Bezahlung gestattet werden darf, die Volksschulen zu besuchen, wird gleichfalls verneinend beantwortet.

Wein u. s. w. im Sonnenlicht zu altern, wird neuerdings besonders von den Rumhändlern in Mittelamerika practicirt. Viele Weine und Spirituosen verdanken ihren Werth hauptsächlich ihrer Ablagerung. Da jedoch Zeit bekanntlich Geld bedeutet, so suchte man die Ablagerung mit anderen Hilfsmitteln billiger herzustellen. Man ozonosirte ihn, erwärmte ihn abwechselnd, behandelte ihn in Centrifugalmaschinen, leitete electrische Ströme hindurch, ohne jedoch den gewünschten Erfolg vollkommen zu erzielen. Schon vor langer Zeit sollen die Negersklaven in Jamaika verstanden haben, den Rum durch Umgießen im direkten Sonnenlichte zu verbessern, ein Verfahren, das bis vor Kurzem aber wohl nur in dieser primitiven Weise zur Anwendung kam. Neuerdings hat man hierfür besondere Apparate, in welchen die Getränke beim Durchfließen zwischen zwei nahen parallelen Glasplatten den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden. Hierdurch soll das Produkt um 75 Prozent verbessert werden können. In jenem Klima soll besonders die Morgensonne hierfür nützlich sein, während zu heiße Strahlen den Rum verbrennen.

Die Maine-Legislatur hat eine Bill passirt, welche die Thierquälerei verhüten soll. Der Begriff Thier wird darin so definirt: jedes lebendige Geschöpf. Jetzt wissen wir, wohin sich die Herren Gesetzgeber in der Naturgeschichte rechnen.

In dem Regierungs-Schiffsbauhofe auf League Island herrscht gegenwärtig eine rege Thätigkeit. Die Dampf-Corvette „Ossippee", ein zwanzig Jahre altes Schiff, wird von der Wasser-Linie an neu gebaut. Das Hintertheil, welches früher gerade abgeschnitten war, wird jetzt abgerundet, wodurch das Schiff um vier Fuß verlängert wird; außerdem ist das Deck um 14 Zoll erhöht worden. Die Corvette wird eine Bewaffnung von 21 Geschützen erhalten, darunter ein 60pfündiges Jagdgeschütz im Vorderkastell, ein Drehgeschütz auf dem Mitteldeck und außerdem 19 Geschütze verschiedenen Kalibers an den Breitenseiten. Sie wird in jeder Hinsicht stärker und diensttauglicher werden Außerdem sind dort mehrere kleiner Fahrzeuge für das Zeug-Departement zu Annapolis und den Marine-Secretär gebaut worden. Zufolge eines Congreß-Beschlusses sollen folgende alte dienstunteugliche Schiffe in League Island auf Abbruch verkauft werden: Das alte Ferryboot „Burlington", die Schleppdampfer „Glance" und „Sorrel", das Panzerschiff „Dictator" und das Segelschiff „Supply". Die Fregatte „Antietam" wird als Schul- und Rekrutenschiff in Dienst bleiben. Außerdem liegen bei League Island die Corvette „Ossippee", das Rekrutenschiff „St. Louis" und die Monitors „Nahant", „Jason" und „Montauk". Etwa 400 Arbeiter sind gegenwärtig in der Navy-Yard beschäftigt.

König Kalakaua läßt in Philadelphia neue Münzen seines „Reiches" prägen: „Akahi", „Hapalua" und „Hapahas-Dalas" — ganze, halbe und Viertel-Dollars. Auf der einen Seite sollen die Münzen das Kopfbild „Sr. Majestät", auf der anderen das „Reichswappen" tragen. Vor der Hand soll eine Million Dollars geprägt werden, in dem Maße, als der Zuckerfürst Spreckels und andere Günstlinge Kalakaua's zahlen, mehr.

Vom Auslande.

— Die Londoner „Pall Mall Gazette" veröffentlicht einen interessanten Brief über die „Germanisirung des Elsaß", der ihr von einem viele Jahre in dem Reichslande ansässigen Engländer zugeht. Es heißt darin u. A.: „Ich stimme der allgemein gemachten Behauptung bei, daß die Antipathie gegen die deutsche Annexion nicht abgenommen habe; dagegen glaube ich, daß die Bitterkeit eine wesentliche Abschwächung erfahren hat. Es ist jetzt mehr eine Art chronischen Leidens, eine Angewohnheit über die Preußen zu klagen, wie wir Engländer dies in Bezug auf das Wetter thun. Die Ursache des anti-deutschen Gefühls ist jedoch bei den oberen Klassen eine andere, als bei den unteren. Die Ersteren hassen die Verbindung mit Preußen, weil viele ihrer Angehörigen in der französischen Armee und als Civilbeamten dienen. Gerade diese in Frankreich lebenden Elsässer machen aber den meisten Lärm, und die „Schmerzensrufe" stammen aus Paris, wo die Elsässer den Druck der Lage mehr empfinden, als die Elsässer im Elsaß selbst. Unter der Mittelklasse und den niederen Volksschichten ist jedoch ein Gefühl des Hasses kaum zu finden, und was die Leute veranlaßt, über die Grenze zu blicken, ist die Republik in Frankreich. Der Elsässer ist nämlich ein eingefleischter Republikaner, und wenn heute in Frankreich die Monarchie an die Stelle der Republik träte, so würden die Klagen über die deutsche Annexion ganz verstummen. Trotzdem glaube ich, daß die Deutschen Recht haben, wenn sie denken, daß die nächste Generation sich wenig um Frankreich kümmern wird, wenn man den Elsässern eine gewisse Autonomie gewährt. Die deutsche Verwaltung behagt den Leuten; wenn sie auch strenger ist, so ist sie dafür doch weit gerechter, und dies findet allgemeine Anerkennung.

— Ueber die Entdeckung einer nihilistischen Hutfabrik meldet man aus Petersburg: In einem vom Centrum der Residenz ziemlich entfernt liegenden Stadttheile, am Sabalkansky-Prospecte, in der Nähe des Umfassungscanals, liegt ein Häusercomplex, der unter dem Namen Sifkow's Häuser bekannt ist. Diese stattlichen Häuser — es sind ihrer sechs oder gar acht — enthalten in ihren fünf bis sechs Stockwerken durchwegs kleine, mit modernen Bequemlichkeiten eingerichtete Wohnungen für Junggesellen oder unbemittelte kleine Familien. Die Bewohner dieser Häusercolosse bestehen vorzugsweise aus Beamten der benachbarten Bahnhöfe der Warschauer und Baltischen Bahn, aus Studenten des am Sabalkansky gelegenen technologischen Instituts, Handwerkern, Grisetten u. A. Im Souterrain und in den Hofwohnungen hausen Arbeiter der am Canal liegenden Fabriken. In einem dieser Häuser hatten sich auch Nihilisten festgesetzt und eine Fabrik zur Anfertigung von Hüten mit dynamitgefüllten Böden eingerichtet; diese todtbringenden Erzeugnisse waren bestimmt, während der Krönung in Moskau lustig in die Luft geworfen zu werden und niederfallend zu explodiren. Der Umsicht der Polizei gelang es, die Fabrikanten sammt ihren Erzeugnissen in die Hände zu bekommen.

— Wie aus den Veröffentlichungen des Intransigeant, dessen Redacteure Louise Michel verborgen hielten, hervorgeht, hatten deren Freunde die größte Mühe gehabt, sie zur Flucht aus ihrer Wohnung zu veranlassen, als der Haftbefehl gegen sie erfolgte. Sie kamen nur dadurch zu ihrem Ziele, daß sie ihr vorstellten, ihre Verhaftung würde einen höchst schädlichen Einfluß auf die Gesundheit ihrer alten kranken Mutter ausüben, und nur aus diesem Grunde ließ sie sich bewegen, die Gastfreundschaft eines Redacteurs des Intransigeant, Vaughan, anzunehmen. Als nun aber die Regierungsblätter verkündeten, Louise Michel sei aus Furcht entflohen, da hatte Vaughan und wie es scheint auch Henri Rochefort sehr böse Tage, denn Louise Michel war nicht mehr in ihrem Versteck zu halten. Alle Bemühungen Rochefort's waren vergeblich und so erfolgte denn der classische Besuch der von allen Polizeibehörden Gesuchten beim Polizeipräfecten Camescasse, wo sie bekanntlich ihre Verhaftung nicht durchsetzen konnte. Als sie nun am darauffolgenden Tage ihre Mutter ganz öffentlich besuchte, wurde sie von den Polizei-Agenten verhaftet.

— Wir entnehmen einer der Handelskammer von Marseille zugegangenen Statistik folgende interessante Details über die Phylloxera und den Weinbau in Frankreich. Trotz des Oidiums (Traubenpilz) gab es im Jahre 1369 in Frankreich doch 70 Millionen Hectoliter Wein. Das Umsichgreifen der Phylloxera reducirte die Zahl auf 25 Millionen, die sich seit einigen Jahren wieder auf 30 Millionen erhöhte. Der Werth des Ergebnisses der Reben unter der Herrschaft des Oidiums belief sich noch auf 1 Milliarde 400 Mill. Franken; im Jahre 1869 ergaben sich aus der Ernte sogar 2 Milliarden 100 Mill. Franken. Obschon der Preis des Weines gestiegen ist, ergaben die letzten Ernten, die zwischen 25 und 30 Millionen Hectoliter variirten, nur 1 Milliarde 200 Milli. Franken. Der jährliche Verlust beträgt daher 900 Millionen Franken. Alle Culturen in Frankreich zusammengenommen erzeugten 7 Milliarden; der Verlust durch die Phylloxera beträgt 1/7 des allgemeinen Ertrages. Andererseits erleiden die Consumenten, da der Wein im Preise gestiegen, den Aufschlag eines Drittheils oder 300 Millionen. Vor dem Ueberhandnehmen der Phylloxera belief sich die Einfuhr von fremden Weinen auf nur 8—10 Millionen; jetzt importirt Frankreich für 352 Millionen Franken. Gegenüber den 250—255 Millionen Franken, für die Frankreich Wein ausführt, bleiben noch 100 Millionen Franken für Wein, die dem Ausland bezahlt werden. Wir haben also 900 Plus 300 Plus 100, in Summa 1 Milliarde 300 Millionen jährlichen Totalverlust durch dieses schreckliche kleine Insekt.

— Ueber das große Unglück bei St. Dizier, welches uns das Kabel bereits kurz gemeldet, berichten französische Blätter vom 3. April: In dem Hüttenwerke von Marnaval bei St. Dizier (Haute-Marne) hat eine Kesselexplosion stattgefunden, durch welche, wie ein erster Bericht sagt, 26 Personen getödtet und 38 verwundet wurden. Nach einem zweiten Bericht stellt sich indeß die Zahl der verunglückten Personen weiteren Ermittelungen gemäß bereits auf 96, darunter 31 Todte. Von den Verletzten dürften noch mehrere ihren Wunden erliegen. Der explodirende Kessel riß die an ihn anschließenden Puddelöfen mit, deren glühende Trümmer ringsum Zerstörung verbreiteten. Auf den Knall eilten die Frauen und Kinder der Arbeiter herbei und fanden dieselben, welche eben nach beendetem Frühstück die Arbeit wieder aufgenommen hatten, gräßlich verstümmelt am Boden liegen. Einwohner der nahen Stadt Saint Dizier strömten sofort in Massen herbei und brachten Verbandzeug und Charpie zur Stelle. Die Ursache der Katastrophe ist noch unaufgeklärt. Wie durch ein Wunder blieb der Oberpuddler, der an einem der Oefen arbeitete, fast unverletzt. Er fand sich auf eine ihm selbst unerklärliche Weise nach der Explosion an das Ufer der nahen Marne versetzt.